

(Nachdruck verboten.)

17) Zwischen zwei Scherzen.

Erzählung von L. Berni.

VII.

Als man in der Stadt ankam, bemerkte Alberto, daß es dämmerig wurde und daß es für die Spazierfahrt im Park auch zu spät sei, und trotz aller Proteste de Neris gaben ihm die Uhren und die Meinungen der Andern recht. Der Frohsinn hatte zu schäumen aufgehört, außer Beppo lag niemand etwas daran.

Man empfahl sich, und Bianca, die wußte, daß ihr Mann in den Klub wollte, um eine bestimmte Sorte Cigaretten zu holen und die letzten Nachrichten von den Mailänder Nennen zu erfahren, war herzensfroh bei dem Gedanken, in aller Ruhe mit Elise plaudern zu können. Wie viel heitere Dinge hatte sie nicht zu erzählen! Der herrliche Tag mit den verschiedenen komischen Zwischenfällen, die üppige Tafel im Freien, die Tauben und der Ball auf dem Rasen! . . . Sie hatte sich herrlich unterhalten! Und dann konnte man auch alles verabreden über das Essen für Mary.

An der Thür des Klubs gab sie also gleich dem Rutscher Elisens Adresse und dieser wendete die Pferde, hielt sie aber bei halber Wendung plötzlich an. Erstaunt steckte Bianca den Kopf aus dem Schlag. Ach Gott! Da war die Marquise Flaminio im Wagen, zappelnd und aufgereggt. Sie ließ Bianca bitten, zu ihr zu kommen, und als sie an ihrer Seite saß . . . was gab es da nicht alles an Neuigkeiten. Halb Florenz hatte sie abgemacht, um Bianca zu sprechen! Man hatte nämlich ganz plötzlich beschlossen, ein allerliebstes Lustspiel, das im vorigen Herbst in der Villa Sassonovo aufgeführt worden war, noch einmal zu spielen. Damals war es keine große Sache gewesen, aber heute, bei den vielen Fremden, die jetzt in Florenz waren, müsse man alles neu überlackieren: Rollen neu lernen, Proben halten und vor allen Dingen sofort an die Toiletten denken . . . „für Kostüme a la Pompadour — da wirst Du süß drin aussehen“ . . . Damit schloß die Dame, als mit dem stichhaltigsten Argument! Und in der That willigte Bianca ein, nach einigen kurzen Einwänden.

Man mußte also sofort in mehrere Läden gehen, viele Stoffe ansehen, vergleichen, lange nachdenken und überlegen, welcher wohl besser stimmt, welcher die Gesichtsfarbe, welcher die blonden Haare vorteilhaft hervorhebe.

Und die Zeit, dieser schlimmste aller Diebe, den es noch nie gelungen ist hinter Schloß undiegel zu sehen, stahl ihr unterdessen eine Minute nach der andern, so daß Bianca keine, wirklich gar keine für Elise übrig blieben. Die junge Frau bemerkte es mit Betrübnis. Aber was konnte sie thun? Es war ja nicht ihre Schuld.

„Adieu. Auf morgen, zur Probe,“ sagte die Marquise beim Abschied. „Denke dran, wir frühstücken um 12 Uhr.“

Als Alberto sah, daß seine Frau um 10 Minuten zu spät zu Tisch kam, legte er, bei dem Gedanken, daß diese 10 Minuten das Essen verderben würden, sein Gesicht in bitterböse Falten; als er dann aber die wichtige Ursache dieser Verschiebung erfuhr, die nicht, wie er geglaubt hatte, mit den Sentimentalitäten gegen Elise zusammenhing, wurde seine Stirn sofort wieder hell; und gut gelaunt und vergnügt, gab er zu allem seine Zustimmung.

VIII.

Gellblauer Atlas, Spitzen, Federn! Die kleinen Händchen mit den Grübchen sind den ganzen Tag über in diesen Meere weiblicher Eitelkeiten begraben. Neben Bianca sitzt wie eine Maschiniste die Jungfer, schweigsam, gehorsam, bald näher, bald zuschneidend. Nach langem tiefen Nachdenken — denn das sind wahrlich keine Dinge, die man leicht nehmen kann — war beschlossen worden, das berühmte Kostüm zu Hause zu machen. Die Aesthetik für den weiblichen Hausgebrauch ist in Biancas Hause, wie in so vielen anderen, der Hauptgegenstand aller Studien, das einzige vielleicht, das

man gründlich und gewissenhaft trieb; diesem Umstande war es auch zu danken, daß der wichtige Entschluß eine der Gelegenheiten angemessene Ausföhrung finden konnte.

Trotz aller Beschäftigung überfällt Bianca von Zeit zu Zeit die Erinnerung an die Freundin und an das Mittagbrot, das an Mary geschickt werden sollte, aber sie schiebt ihn beiseite: das besorge ich später; vor halb zwölf fahre ich doch nicht. Erst das Notwendige — das hieß, erst das Kleid.

Während sie mit den schlanken Fingern die Seide aufraffte, spann sie ihre Gedanken fort: Es thut mir leid . . . nein, hier fällt es noch nicht gut . . . daß ich gestern nicht zu Elise konnte. Heute finde ich sicher keine Zeit . . . hier muß Besatz hin . . . in diesen Tagen hat man ja keinen Augenblick Ruhe. Es thut mir leid, wirklich sehr leid. . . . Sie war auch fest überzeugt, daß es ihr Ernst sei mit diesem Bedauern. Bianca war ein treuer, anhänglicher Mensch, und so hatte sie aufrichtig gewünscht, Elise zu sehen, als sie sich aber durch das Picnic, durch den Ball usw. — von denen sich auszuschließen ihr als ein Ding der Unmöglichkeit erschien — ganz außer Hande gesehen hatte, den beabsichtigten Besuch zu machen, hatte sie sich im Grunde fast erleichtert geföhlt, als habe man ihr eine Last abgenommen. In dem trübseligen, weißgrauen Zimmerchen war alles so traurig, so hoffnungslos und ein bißchen frische Luft, ein bißchen Frohsinn frisch Blut und Nerven auf.

Als kurze Zeit nachher Bianca vor dem großen Spiegel das neue Kleid anprobierte, klopfte der Diener und fragte, ob er wie immer den Beaktee bringen sollte. „Nein,“ rief sie durch die Thür, „ich sage Dir später, was Du bringen sollst.“

Sie wollte genaue Anweisungen geben und alles so schicken, daß es weder kalt noch trocken ankam; aber augenblicklich konnte sie nicht.

„Sieh her,“ fuhr sie zur Jungfer gewendet fort, „die kleine Falte an der linken Schulter ist immer noch nicht ganz weg.“

Diese böse Falte war eine wahre Angst und Sorge! Natürlich — man denke doch, wie sich ein solcher Kunstfehler auf dem wohlgeformten Rücken der Gräfin ausgenommen hätte.

Wieder klopfte der Diener, diesmal wegen eines Telegramms. Bianca wunderte sich darüber: wer konnte ihr etwas so Dringendes zu sagen haben? Sie erbrach das Telegramm und las: Um Zeit zu gewinnen Frühstück früher. Bitte elf Uhr hier sein. Flaminio.

„Großer Gott!“ rief Bianca, „bei Flaminios ist man so pünktlich, und der Briefträger hat natürlich wieder die Depesche zu spät besorgt. Wie soll ich nur zur Zeit kommen?“ Und eilig bestellte sie den Wagen, ließ ihren Mann benachrichtigen. Sie kam gewiß zu spät! Und wie es in solchen Fällen immer geht, wurde ihr das Kleid schief zugedröhpt, so daß man es wieder ganz aufstöpseln mußte. Und die Hutnadel? Und Alberto, der nicht kam . . . Jetzt kamen sie sicher nicht mehr zur Zeit!

Sie kamen auch wirklich etwas zu spät. Man wechselte die üblichen Entschuldigungen, die üblichen Redensarten und gleich erscholl das: „es ist angerichtet!“ des Dieners, so schnell, daß es den armen Verspäteten gleichsam wie eine Ohrfeige war.

Kaum hatte man das Frühstück beendet, so kamen die anderen und es ging an die Arbeit. Man improvisiert eine Art Bühne, jedem wird sein Platz angewiesen; die einen haben ihre Rollen in der Hand und suchen ihr Gedächtnis aufzufrischen; andere sind ihrer Sache sicherer oder leichtfertiger, und wollen ohne weiteres das Spiel beginnen. Es sind alles Menschen, die sich seit früher Jugend gekannt oder doch mit einander verkehrt haben — kennen ist doch etwas anderes —, und zwischen denen ein vergnügtes Sichgehenlassen, ein Firnis von Herzlichkeit herrscht, der den Verkehr frei und angenehm macht. Bianca kann ihre Rolle besser als die meisten, sicher besser als Beppo, der sich mit Improvisationen helfen will; sie ist froh darüber und strahlt wie eine Rose in der Sonne. Aber plötzlich, gerade während sie lächelnd Beppo de Neri mit einer tiefen Verbeugung bedankt, fällt ihr ein, daß sie in der Eile nichts für Elise angeordnet hat, und diese Entdeckung schnürt ihr

das Herz zusammen. Nicht einmal die Bonillon würde ihr gebracht werden. Wie leid ihr das that! Diesmal ist ihr Bedauern aufrichtig und nimmt sie ganz gefangen, so daß auch die sympathische und vergnügte Gesellschaft, in der sie sich befindet, sie nicht befreien, ihr nicht helfen kann. Könnte sie wenigstens Elise schreiben und ihr alles erklären. . . . Aber unter welchem Vorwande sollte sie die Probe unterbrechen? Die Wahrheit andeuten! Das ging nicht, das hieß sich zum Gespött machen. Und wie hätte sie den Brief schicken sollen? Das war die größte Schwierigkeit. An Dienern war kein Mangel, es waren solche in Livree mit kurzen Hosen, in Frack und weißer Halsbinde, aber wie konnte sie es wagen, um einen zu bitten? Bei dem ewigen Kommen und Gehen der Gäste hatten sie alle Hände voll zu thun, den einen anzumelden, den anderen herein zu begleiten, Mäntel umzugeben und Hüte zu reichen.

Das schöne verfinsterte Gesicht Biancas verfinsterte auch Beppo de Meri, der, wie viele Männer — und auch Frauen — sich für die veränderte Laune verantwortlich machte und sich unzufrieden fragte, worin er wohl gefehlt habe. Allmählich, ohne daß man recht wußte, wie und warum, wurden alle von diesem Uebel angesteckt, ein leichter Schatten schlechter Laune lagerte sich über die ganze Gesellschaft. Aber trotzdem fuhren sie fort, ihre Rollen herzusagen, sich anzulächeln und gegen einander zu verneigen; sie fuhren fort, bis die Lampen an Stelle des Tageslichts traten, bis die Komödie die Ueberhand gewann über die Wirklichkeit und jeder alles andere vergaß und zur guten Laune zurückkehrte. Es war auch wirklich gut sein in dem warmen, durch Centralheizung erwärmten Salon, in dem ein Kaminfeuer prasselte, um das Auge zu erfreuen, während draußen in der kalten klaren Luft ein eifriger Nordwind wehte.

IX.

Aber der Nordwind, den man aus den eleganten Räumen fortwies, nahm anderwärts seine Rache. Oh! es fehlte nicht an Kaminen, wo er freien Eintritt fand, wo er die Wände entlang pfeifen, über die zerbrochenen Backsteine des Bodens gleiten konnte; es fehlte nicht an leichten, spärlichen Decken, unter die er eindringen konnte auf der Suche nach menschlichen Gliedern!

In dem grautweißen Zimmer, hoch oben im letzten Stockwerk, fauchte er ohne Aufhören. Aus dem Hofe erscholl das Schwägen der Frauen und das Klopfen der Wäsche auf dem Waschbrett, ein eiliges Klopfen unter dem Sporne der Kälte; man vernahm das laute Gackern der Hühner den Abschiedsspektakel vor dem Schlafengehen. Triumphierend und freudig klang es, ihr „Kikeriki, gack, gack, gack“, ein unkünstlerisches, aber lustiges Hallelujah. Ein Hallelujah! Warum? fragte sich Elise unwillkürlich; und ebenso unwillkürlich kam die Antwort: sie sind satt, sie haben gegessen — und sie richtete die tiefstehenden, schmerzverzerrten Augen auf das abgekehrte, milchige Gesichtchen des Kindes.

Aber die Kleine lächelte: „Hörst Du, Mutter, wie vergnügt die Hühner gackern?“ fragte sie mit ihrer schwachen Stimme, „sie wissen, daß Fastnacht ist“ . . . und dann nach kurzem Atemholen, indem sie die Wolldecke enger an sich zog: „Laß uns auch etwas jüngen, so werden wir auch warm werden. Singe etwas, Mama.“

Singen? Jedem anderen hätte sie geantwortet, das sei unmöglich, aber angesichts des gebrechlichen Kindes, dessen Leben nur an einem Faden hing, durfte nichts unmöglich sein. Mit einer ganz schwachen Stimme zuerst, dann durch den Ton der eigenen, einst so schönen und jetzt wohl schwachen, aber doch reinen glöcklichen Stimme begann sie ein trauriges Liedchen. Nein, nein! solches Gewinsel wollte Mary nicht, und da sie das Repertoire ihrer Mutter kennt, wählt sie selbst.

„Singe: Wenn mir zu Füßen“, singe: „Ich liebe die Welle am Abend“, — lauter Sachen, die heut kein Mensch mehr kennt, die aber für Elise so viel Vergangenes vor die Seele riefen. Mit welcher Inbrunst hatte sie nicht gesungen: „Ich liebe die Welle am Abend“ bei den glänzenden Gesellschaften im Hause des bekannten Florentiner Bankiers, wo sie zum erstenmale Oskar gesehen hatte in der monotonen, farblosen Schar der jungen Leute, Oskar, so schön und vor allem so ganz anders als die andern. Und dann? Ach, wie endlos lang und traurig war alles, was dann kam: Ein endloser Weg unter der Last des Kreuzes. Sie selbst hatte es ja nicht anders verdient: hatte doch ihre Mutter, ihre geliebte Mutter sie beschworen, sich nicht an jenen Mann zu binden! Wenn wenigstens Mary gesund geblieben wäre, wenn sie nicht

damals die schreckliche Influenza bekommen hätte und wenn man nicht nachher, als sie so nötig Pflege und Schonung brauchte, heimlich nachts hätte fliehen müssen, um Ostars Gläubigern zu entgehen. . . . Dann in der fremden oder doch fremd-gewordenen Stadt, wo sie keine Arbeit hatte und keine suchen konnte, da die Kleine immer kränkete, wo sie ganz von Oskar abhing, der sich täglich mehr von ihnen loslöste. . . .

„Nun machen, Du singst falsch,“ sagte die Kleine kläglich, „und mir ist immer noch so kalt . . .“

Ach, diese Kälte! Vor kurzer Zeit hatte sich Elise heimlich den einzigen Unterrock, den sie hatte, ausgezogen, und ihn zwischen den Shawl und das Stück Placell gelegt, womit das frante Kind bedeckt war. Was nun thun? Alles war fort. Nicht nur die neue Bettdecke, die Bianca geschenkt hatte, sogar die alte Tischdecke und der Fegen Gardine vor dem Fenster, alles für ein Glas Wein oder einen Schluck Schnaps. Wenn Oskar ein wenig vom Trinken erhitzt war, so hätte er sich selbst verkauft, um weiter trinken zu können.

Die Mutter fühlte ihre Denk- und Empfindungskraft sich abstumphen unter den beständigen Hammer schlägen der Sorge, fühlte sich kraftlos und seige durch die moralische und physische Ungesundheit des Lebens, das sie seit so langer Zeit führte: Alltäglich kämpfen für etwas, das man täglich braucht, für Essen und Kleidung, und täglich Mangel daran haben, täglich das, was einem das kostbarste ist, die Ehre, die heiligsten Gefühle mit Füßen getreten zu sehen. . . . Aber nach einigen Augenblicken kam ihr ein Gedanke; sie stand mit einem Ruck auf und beugte ihren Leib sanft, ohne es zu bedenken, über das frierende Kind, in der Hoffnung, ihm mit dem eigenen Körper etwas Wärme einzuflößen zu können.

„Nein, nein!“ rief Mary weinerlich, indem sie sie fortstieß, „Du bist eiskalt, geh weg!“

Elise, die seit 24 Stunden nichts gegessen hatte, in der eifigen Luft des Zimmers, fühlte selbst, daß sie kalt war.

„Mein Kind, mein einziges süßes Kind, was kann ich für Dich thun“, stöhnte sie mit der ganzen Leidenschaft ihres Herzens; sie kniete nieder neben dem Bette und küßte einmal über das andere die kleine magere Hand.

Wer Elise in diesem Augenblicke gesehen hätte, so voll glühender, hingebender Zärtlichkeit, hätte in ihr kaum die hochauferichtete, etwas steife Frau mit den herben Zügen erkannt. Es giebt Charaktere, die aus dem Leiden des Lebens — den kleinen Bitternissen, die immer wiederkehren und das Leben entkältern, wie der große Sturm, oder den furchtbaren Enttäuschungen, unter denen alles erfriert — es giebt Charaktere, die wie erstarrt aus ihnen hervorgehen und die dann immer eine starre Eisschicht zeigen, wenigstens an der Oberfläche.

Auf die leidenschaftliche Frage der Mutter: „Was kann ich für Dich thun?“ antwortete die Kleine, schnell besänftigt und resigniert, mit sanfter Stimme: „Nichts, Mütterchen, nichts.“

„Nichts!“ wiederholte die Mutter und setzte sich auf den Bettrand. Aber eine kleine Hoffnung hatte sie im Grunde ihres Herzens noch. Die Bonillon war heute noch nicht gebracht worden, gewiß würde Bianca sie selbst bringen und gleichzeitig auch einen Bissen gutes Essen für Mary, die dann auch warm werden würde. Es fing erst an zu dämmern, es war immer noch Zeit. Oft kam ja Bianca nach der Tafel im Park. Ihr Anblick allein, ihre Lebensfülle und Eleganz brachten die Kleine zum Lächeln, thaten ihr wohl. Manchmal hatte Elise, trotz aller Weitherzigkeit der Mutterliebe, ein vorübergehendes Herzweh gefühlt: warum kann ich ihr nicht dieselbe Freude geben? Aber heute dachte sie nur: wenn doch Bianca käme! . . .

Es schlug halb sieben — niemand! Sieben Uhr — niemand. Elise war zu Mut, als söge man ihr das Leben aus.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Beim Blättern in einem jüngst erschienenen viden Buch, das die Entwicklung der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert darstellt, bemerkten wir eine erschreckende Unterlassungssünde. Diese Schlußbetrachtung war ohne Schlüsselpunkt. Das Meisterwerk der Fabulierskunst, das gerade noch vor dem Untergang des Jahrhunderts leuchtend aufgegangen ist, die erlesenste Schöpfung germanischer Phantasiekraft ist mit keinem Worte erwähnt worden. Und doch hätte schon allein das Geschäft der Quellenforschung, in der die modernen Literaturhistoriker ihre höchste Aufgabe und reichste Befriedigung sehen, die Erwörterung dieses Werkes

gebieterisch fordern müssen; denn es ist kein fruchtbareres Gelände für solche Bemühungen zu denken, als das Geldnepos vom Arbeitswilligen, das auch unter dem Namen der Posadowsky-Grumerischen Denkschrift zur Zuchthausvorlage im Volke bekannt und beliebt ist. Zum erstenmale hat in diesem socialen Gedicht die Poesie des Aborts antilche Würdigung gefunden. Kann man sich eine schönere, den Scharfsinn mehr ansprechende Aufgabe für junge Germanisten denken, als die Verfasser dieser meist anonym veröffentlichten tiefinnerlichen Schöpfungen durch Stilprüfung zu ermitteln und damit der Namenlosen und Unbekannten, deren Bedeutung erst durch die kunstverständige Regierung entdeckt worden ist, zu Professortiteln und Schillerpreisen zu verhelfen?

Aber noch in einer anderen Richtung verdient die Denkschrift für die Litteraturforscher die höchste Aufmerksamkeit. Die ganze künstlerische Produktion des nächsten Jahrhunderts würde wissenschaftlich unverstündlich bleiben, wenn man nicht die ebenso tief- wie weitgreifenden Anregungen würdigt, die das Werk allbefruchtend ausgeübt hat. Ja, die vielleicht schönste und großartigste literarische Revolution des 19. Jahrhunderts, eine bewunderungswürdige Umkehr aus Nacht zum Licht, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem hohen Liede von den Arbeitswilligen.

Ein Münchener Verleger war durch die Denkschrift zur Zuchthausvorlage angeregt worden, die edle Gestalt eines Arbeitswilligen zum Helden eines Romanes zu machen und so auf dem Wege der Colportage die erhabenen Ideen des Grafen Posadowsky in den widerständigen Köpfen der Arbeiter zur Anerkennung zu bringen. Und es begann zu erscheinen in blutroten Groschenheften „Der Streibbrecher. Socialer Roman aus der Gegenwart von Oskar Linden.“ Das grelle Titelbild zeigte zwei aufrecht stehende und einen am Boden liegenden Arbeiter, sowie eine Lokomotive, und jedes in der Märchenstimmung der Denkschrift gereifte Gemüt mußte das Bild dahin deuten, daß die beiden Aufrechten, zwei ruhelose Streibrüder und Terroristen, beabsichtigten, den grobherzigen und edelmütigen Arbeitswilligen vor die Lokomotive zu werfen.

Der Roman, im feinsten Destreicher-Deutsch hingezaubert, schien zu halten, was das Titelbild versprach. Er war eine Verherrlichung des patriarchalischen Regiments, der Versöhnung von Kapital und Arbeit, und man durfte mit froher Spannung erwarten, daß am Schluß, nach ungezählten Verbrechen und haarsträubenden Greueln, unter dem Segen der Gesetz gewordenen Zuchthausvorlage sich in bengalischer Verleuchtung der stets arbeitswillige Streibbrecher zur Verlobung für seine gute Gesinnung mit der bildschönen, tugendhaften und herzvollen Tochter des Unternehmers vermählen würde, um, in einem letzten rosenfarbenen Ausblick, als glücklicher Vater einer neuen Generation von Arbeitswilligen, die infolge der Zuchthausvorlage durch keine terroristischen Schandthaten mehr bedrängt werden, in ahnender Verheißung zu erscheinen.

Indessen es kam anders. Fünf Hefte dieses zeitgemäßen Romanes waren erschienen, schon hob sich die herrliche Gestalt des Streibbrechers in rührender, überwältigender Seelengröße von dem Hintergrund grauenhafter Streifenfeleien immer gewaltiger ab — da verstopfte plötzlich der Strom des Kunstwerks. Eine jener elenden Kleinigkeiten, wie sie so oft die stolze Pläne der Menschen jählings knicken, hatte sich dem Unternehmen entgegengestellt. Es ist bitter zu sagen, aber es muß ausgesprochen werden: Die weitere Verarbeitung der Denkschrift als Hintertreppenroman scheiterte an dem jämmerlichen Umstand, daß kein Geschäft mit der Meister-schöpfung zu machen war. Noch fünf Hefte wollte niemand mehr die Zuchthausvorlage in Lieferungen lesen.

Da entschloß sich der Verleger zu einer That, die in der Geschichte für alle Zeiten als ein Vorbild menschlicher Verbesserungsfähigkeit fortleben wird. Er nahm sich einen neuen Dichter oder gab doch seinem alten einen neuen Namen, und nun erschien abermals das erste Heft eines epochemachenden Dichtwerks. Der Umschlag hatte noch dieselbe Note und dieselbe Zeichnung, aber über den zwei stehenden, dem einen liegenden Arbeiter und der fahrenden Lokomotive stand jetzt ein gründlich belehrter Titel: „Streibruch!“ oder der Sieg der Arbeit. Socialistischer Roman aus der Gegenwart von Rolf Eigenroth. Wer jetzt einen Blick in den Roman warf, der entdeckte zwar denselben Stil, dieselben Verbrechen, dasselbe Maß von Leidenschaft, Liebe und Tugend, aber die Tendenz hatte sich in das Gegenteil gewendet, und die frühere Titelzeichnung hatte einen neuen Sinn erhalten. Die beiden aufrechten Arbeiter sind nun augenscheinlich zwei Streibbrecher und Kapitalispigel, die den schönen Plan — natürlich vergeblich! — auszuführen suchen, den tapferen Arbeiterführer, der am Boden liegt, auf Geheiß des Fabrikanten vor die Lokomotive zu werfen. Nicht mehr wird in diesen umgedrehten Poesielieferungen Posadowskys Werk verklärt, sondern der Verleger und der Verfasser sind mit einem lähnen Sprung in das socialistische Lager gesprungen, freilich in ein fabelsocialistisches Lager, wo alle Unternehmer zum mindesten als dreifache Müttertnöcker, berufsmäßige Mädchenschänder und fortgesetzte Meineidsleister erscheinen, und wo die arbeitswilligen Streibbrecher schenfalls, von der Hölle selbst erzeugte Kreaturen sind.

Die Niederlage, die unserer Regierung in der ersten Lesung der Zuchthausvorlage vor dem Reichstag zugefügt ward, scheint geringfügig und leicht zu verschmerzen im Vergleich zu dieser Flucht der Kunst und des Geschäfts von den Streibbrechern zu den Streibrüder. Posadowskys Weisheit rentiert nicht, sie vermag nicht, die fünfste Lieferung zu überleben. Und ein kluger Mann rettet sich von

der Zuchthausvorlage, so schnell er kann, zu der Koalitionsfreiheit. Die Litteratur der Colportagehefte glaubt mehr mit Bebel als mit Stimm zu verdienen. Die Zuchthausvorlage ist vollends gerichtet, seitdem sie sogar den Kredit bei den Verlegern von Volkspoesie der Scharfrichter-Krauts-Nichtung verloren. Es läßt sich kaum vorstellen, daß der Graf Posadowsky und seine Helfer unter dem zerschmetternden Eindruck dieser literarischen Revolution bei der bevorstehenden zweiten Beratung der Zuchthausvorlage es noch wagen werden, ihr Geschöpf anzuerkennen. Sollten sie nicht so viel Einsicht besitzen, wie unser Münchener Verleger und im kritischen Augenblick umkehren?

Man sucht seit langem nach einem starken Mann, der fähig wäre, den Staat aus den Wirren der Gegenwart mit festerer Hand herauszuführen. Der Mann ist gefunden. Wer wäre so geeignet für diesen Posten als der Verleger des toten Streibbrecher- und wiedergeborenen Streibruch-Romans! Dieser Mensch hat die geniale Bitterung für die Geschäftslage der Zeit, er weiß, wann es geraten ist, einzulenten, und er besitzt die Entschlossenheit, zur rechten Stunde mit der fünfsten Lieferung abzubrechen und revolutionär einen neuen Strumpf anzufangen. Er ist der gerade Gegensatz unserer Sammel-, Verjüngungs- und Fortwurstelpolitiker.

Der Münchener Verleger werde unser Reichskanzler — und mit dem einfachsten Mittel würde er sofort dem Jammer unserer Zustände ein Ende machen, den Widerspruch zwischen Volkswillen und Regierungsmeinung mit einem Schlag lösen! Er würde mit einigen redaktionellen Aenderungen alle die kulturfeindlichen Gesetze in ihr Gegenteil umschreiben lassen, aus der Zuchthausvorlage einen Streibruch-Entwurf, aus dem Flottenplan ein Abrüstungsprojekt gestalten.

Unsere heutigen Leute an der Spitze aber werden leider nicht schon bei der fünften Lieferung vernünftig. Sie geben noch die sechste, die hundertste, die tausendste heraus, obwohl niemand die Geschichte mag, und sie werden nicht eher umkehren, als bis der Betrieb im Bantrott zwangsweise eingestellt wird. —

Jo

Kleines Feuilleton.

g. Die Wohlthäterin. „Na Gahnelen, so eilig? Wohin denn?“

Die Angerufene fuhr zusammen und hemmte unwillkürlich den Schritt. Sie war ein kleines verheulertes Weibchen, alt und gebildet und mit einem Zug stillen Grams um den wellten Mund: „Zur Stibbede“, — und dann nach einem tiefen Atemholen, als koste ihr das, was sie sagen wollte, eine gewisse Ueberwindung: „Ich... ich habe de Hausreinigung jekriegt... da... in de Villa. Aber nu wer 'ch man loosen.“ Mit einem kurzen Gruß eilte sie weiter.

Die beiden Frauen sahen ihr nach, die Ältere schüttelte den Kopf: „Jott nee, die Gahnelen... nee, ich sage... nu ooch noch dett Unsiid!“

„Is denn ihr Mann nu wirklich blind?“

„Janz blind... sieht jarnischt mehr, sikt bloß hintern Ofen und dröfelt vor sich hin. Jott nee, und wenn man so denkt: erst Haus und Hof, un nu muß se schauern jehn.“

„Schulzens Grundstüid oben an't Feld, dett war ihre auch? Wie kam'n das eigentlich? War'n doch fleißige Leute.“

„Jott, wie dett kommt, Bergern, wie sowat allens kommt. Erst der Hagel und denn de Seuche, damals vor zwee Jahren. Vier Kühe fielen ihnen an eenen Daq. Versichert waren se nich, un der Mann immer krank, na, un da haben se denn 'n Kopp verloren, un et jung brunter und drüber. Aber daß dett nu ooch noch hat kommen müssen mit seine Dogen! Bis jekt hat er doch noch immer uff Arbeit fahren können nach Berlin, nu sigen se janz da und was wird's Ende sein? 's Armenhaus.“

Sie schwiegen beide, eine Weile hörte man nichts als den Wind, der saufend durch die kahlen Bäume der Dorfstraße fuhr, dann sagte die junge Frau: „Bei Bauer Schnorr hat se jestern un Arbeit anjefragt — die Gahnelen mein' ich. Er hat se aber nich jenommen.“

„Jott, wer nimmt denn die überhaupt noch? So 'ne olle Frau, die nich mehr derbe zureisen kann, dett is doch for unse Bauern niischt. Bloß de Stibbede is natürlich wieder de Zutherzige un jieht ihr Arbeit. Ja, die Stibbede is 'ne brave Frau.“

„Is se ooch! Haben Se's jeflesen ins Kreisblatt? 'n Amtsvorsteher hat Se 50 Mark jeschickt for unse Armen un zu det ublic Kaiserdenkmal jieht Se sojar 50 Dahler.“

„Ja der Paster soll ooch gejagt haben: De Stibbede is ne rechte Wohlthäterin for unser Dorf. Aber ihr Seliger war ja ooch schon so. Und nu machen wir woll, dett wir an unse Arbeit kommen.“

Die Gahnele hatte unterdessen ihr Ziel erreicht; eine hübsche zweistöckige Villa, die sich in ihrer modischen Eleganz von den übrigen Dorfhäusern abhob. Vor der Hausthür blieb sie stehen, als schene sie sich doch noch einzutreten. Der Herbstwind, der vom Felde hermiterfuhr, peitschte ihre die grauen Haarsträhnen ins Gesicht. Sie schauerte zusammen, mit einem tiefen Seufzer drückte sie die Thür auf und trat ein.

Die Familie war in der Küche beim Frühstücker. An dem langen Bretterisch, der sich quer durch den Raum zog, saßen die Kinder und lanten mit vollen Baden; die Bäuerin stand am Herde und goß noch dampfendes Wasser in die blauemüserte Kaffeekanne.

Sie war eine große robuste Person, eigentlich schon mehr Städlerin als Landfrau, aber ihr Gesicht zeigte ausgeprägt den märkischen Bauerntypus. Als die Hahnese eintrat, hielt sie mit ihrer Arbeit inne: „Na Hahnese, endlich! . . . is schon gleich ächten.“

„Ja . . . ja . . . Frau Stibbede . . . entschuldigen Se man, aber der kranke Mann . . .“

„Ach wat, erzählen Se nich so velle, machen Se, daß Se an de Arbeit kommen.“

Die alte Frau nahm das rote Wollentuch vom Kopf, hängte es an einen Nagel und wandte sich dem Scheuergerät in der Ecke zu: „Denn derf id mir woll hier den Schrubber um den Schauerlappen nehmen?“

„Was? Schauerlappen?“ Die Bäuerin fuhr herum. „Meinen Schrubber und meinen Schauerlappen vor de Treppen, wo de Mieter druff rumloosen? Nee — haben Se sich denn nich selber eenen mitgebracht?“

„Nee . . . nee, aber Frau . . .“

„Na, denn reimen Se man schnell rüber zum Koosmann und holen sich eenen. Se leimen ja denn immer allens hier lassen de Woche über . . .“

„Ja, aber dett . . . dett . . .“, die alte Frau zitterte, „dett kann id doch nich — for die zwoe Froschen jedesmal ooch noch selber Schrubber um Vesen um Schauerlappen . . .“

„Dett lömen Se nich?“ Die Bäuerin stemmte die Arme in die Seiten: „Na, wissen Se wat, Hahnese, denn lassen Se man de ganze Arbeit schon sind. Wenn id Ihnen jedesmal zwoe Froschen for de drei Treppen jeben soll um noch Vesen und allens dazu, denn lömmt id mir ooch 'ne richtige Scheierfrau nehmen, denn wird mir die Sache zu deier . . . Ja . . . ja . . . ja, lassen Se man sind . . . id lasse dett denn lieber von meine große Tochter machen, denn verdient sich die jede Woche dett Fünffroschenstüd. Lassen Se man schon sind.“ —

k. Die Sprache der Boeren. Ueber die Entstehung des „Afrikaansch“, des südafrikanischen Holländisch, das von dem europäischen Holländisch ganz wesentlich abweicht, veröffentlichte der Holländer Hefeling soeben eine bemerkenswerte Schrift: „Vijzage tot de Geschiedenis der Nederlandsche Taal in Zuid Africa“. Man hat früher die Entstehung dieser besonderen Sprache auf den Einfluß der deutschen, französischen und britischen Ansiedler zurückzuführen gesucht. Thatsächlich aber existierte das sogenannte „Kap-Holländisch“ als gesprochene Sprache schon vor der britischen Okkupation. Die Veränderung durch den Einfluß des Englischen ist daher ausgeschlossen. Die Spuren der deutschen Sprache sind im „Afrikaansch“ noch eher zu erkennen. Sie beschränken sich aber auf eine größere Anzahl von Kraftwörtern, die wohl größtenteils durch die zu einer Zeit sehr zahlreichen deutschen Soldaten im Dienste der Holländischen Ost-Indien-Gesellschaft in das Vokabularium des „Kap-Holländisch“ hineingekommen sind. Auch die Sprache der Eingeborenen, die Hottentottensprache, war nicht von wesentlichem Einfluß. Eins der interessantesten Dokumente für die Entwicklung des afrikanischen Holländisch befindet sich in den Archiven der Kap-Kolonie. Es ist ein Manifest des Etienne Barbier, aus dem Jahre 1739, dessen Sprache von jedem holländischen Dialekt dieser Tage beträchtlich abweicht. Als Mitverfasser wird der Bürger Pleisold genannt. Hefeling schreibt nun diese Modifikation der holländischen Sprache in Süd-Afrika vor allem dem Einfluß des Malaisch-Portugiesischen zu, einer korrupten Form des Portugiesischen, die mit fremden Elementen, besonders der Sprache der unermüdlichen Seefahrer, der Malaien, vermischt war. Der Seerühm Portugals war zwar längst vorüber, aber seine Spuren waren noch darin zu erkennen, daß das Malaisch-Portugiesische die Sprache war, mit der sich alle Matrosen jeder Nationalität auf dem ganzen indischen Ocean verständigen konnten. Der rege Verkehr der holländischen Schiffe auf dem Ocean, die am Kap auf ihren Fahrten nach Ceylon, Java und andern östlichen Besichtigungen Station machten, konnte eine Vermischung der Sprachen leicht mit sich bringen. Am wesentlichsten aber war, daß die aus Indien nach Süd-Afrika importierten Sklaven und Malaien das Malaisch-Portugiesische als gemeinsame Sprache hatten. —

Musik.

Die Frauenemancipation in der Musik, speziell in der Kammermusik, schreitet rüstig vorwärts. In dieser Specialität ist uns dies umso willkommener, als eben sie, die Kammermusik, noch immer nicht so läppig gepflegt wird, wie es diese Gattung Musik schon ob ihrer breiten Fülle von Material verdient, und wie andere Gattungen thatsächlich gepflegt werden. Da leuchtete denn das neuliche Konzert des Instrumental-Trios der Damen Götz-Lehmann (Klavier), Bartowska (Violine) und Meydorff (Cello) aus der obligaten Konzertschlus ehrenvoll hervor, gehoben durch einen guten Besuch und durch lebhaften Beifall. Schon das Programm war wieder zusammengestellt: ein junger Beethoven (C-moll) und ein Eduard Schütt (ebenso), dazwischen die mittlere der drei Violinsonaten Griegs. Also lauter gute und zu zwei Dritteln klassisch fahrende Musik. Das Trio E. Schütts (geb. 1856, Dirigent des Akademischen Wagner-Vereins zu Wien) ist jedenfalls in den letzten Jahren kein Repertoirestück gewesen; es gehört zu den sozusagen „formalen“

und stellenweis langweiligen Kompositionen, ist aber sonst ein ehrenwertes Werk und im Scherzo sogar herborragend. Griegs Violinsonaten verdienen ganz besondere Beachtung: sie zeigen den Meister der untergeordneten wohlklingenden Harmonienfolgen in seiner vollen Pracht und sind überaus dankbar. Gut gewählt waren diese drei Stücke auch insofern, als keines jene gewaltige Größe besitzt, die weiblichen Spielern eben doch am fernsten liegt; im übrigen bewährten sich die Künstlerinnen sehr gut und werden sich wohl bald auch präciser und feiner „einspielen“. Vor allem ragte, gerade wie neulich beim Chaplin-Trio, die Geigerin hervor; die Klavier-Spielerin war trotz aller Gewandtheit schon beim Beethoven nicht recht warm und etwas pomadig und reichte an den Grieg doch nicht ganz heran. Sonst kam bei diesem im ganzen das Grazie-Geheimnisvolle besser als das Leidenschaftliche, Bachantische heraus. Auch beim Schütt konnte, wo die Komposition ein stärkeres Loslegen verdient (z. B. im Thema des 1. Satzes und in der Miltelstz zum Thema) noch ein übriges gethan werden. — Die mitwirkende Sängerin Ada Sjann versüßte über eine schöne, aber etwas ungleich klingende Stimme, die namentlich in der Mitte weniger entwickelt ist als in der Höhe und dort fast heiser klingt Programm samt Zugabe: Richard Strauß, also der noch am meisten gepflegte spezifisch moderne musikalische Typiker.

Wenn doch die jener Trio-Gesellschaft eigene Uebereinstimmung von Wollen und Können auch sonst überall zu finden wäre! Herr Reinhold Kurth hat uns mit seinem gemischten Chor in einem reichhaltigen Konzert mit einem gewissenhaft textierten Programm viel historisch Interessantes und außerdem eine eigene Psalmkomposition vorgeführt, ein einfach schlichtes Werk von guter Deklamation und nicht eben bedeutender Thematik. Sein Chor ist, wie solche Vereinigungen meistens sind, gut eingepaukt, die hohen Stimmen unshön, hier fast schreiend. Von seinen Solisten war der Tenor Alexander Kurth wohl die beste Kraft; die Sopranistin Elise Zweiling sollte aber doch noch mehr lernen, damit sie nicht wieder so Anspruchsvolles, wie die damaligen Stücke aus einer Cantate von Bach verderbe.

Alltagskonzerte wie die populären Philharmonischen setzen ihre bekannten guten Leistungen gleichmäßig fort. Um ein Beispiel zu nennen, sei der dort häufig hervortretende Konzertmeister Buchtele erwähnt, der unter andern neulich das zweite Violinkonzert von Bruch mit recht zierlichem, wenn auch etwas einseitigem Spiel vortrug. —

Aus der Pflanzenwelt.

— **Blattlose Vanillepflanzen.** Bekanntlich giebt es zwei sehr ähnliche Vanillearten, von denen die eine mit fleischigen, oft stark entwickelten Blättern versehen, die andere gänzlich blattlos ist. Von diesen letzteren hat, wie der „Prometheus“ berichtet, Professor Eduard Hedel in Montpellier zwei Formen erhalten, die eine, die anscheinend auf den Seychellen heimische Vanilla Phalaenopsis Reichenbach, von der Insel Nosy Bé bei Madagaskar, wo sie kultiviert wird, und zweitens Vanilla aphylla Blume, eine asiatische, in den Gärten von New Kulliverte Art, welche der afrikanischen sehr gleicht, aber viel kleiner, wie ein Miniaturbild derselben, erscheint. Bei beiden Arten ist der windende Stengel doppelt gefurcht, und aus den Narben, welche die sehr kleinen, hornförmig aufgerollten, aber früh abfallenden Blätter am Stengel zurücklassen, wächst eine Luftwurzel hervor. Außer durch die Blüten unterscheiden sich beide aber noch durch eigentümliche anatomische Merkmale. Wenn man den Stengel von Vanilla Phalaenopsis quer durchschneidet, sieht man unmittelbar aus der Wunde einen weißen lebenden Milchsaft hervortreten, der bald erhärtet. Bei Vanilla aphylla und der gewöhnlichen, mit Blättern versehenen Vanille (V. planifolia Andr.) tritt ebenfalls aus den Schnittstellen ein reichlicher flebriger Saft heraus, aber derselbe ist farblos, kein sogenannter Milchsaft. Die anatomische Untersuchung ergab eine große Verschiedenheit im Bau des Stengels und besondere Zellen in demjenigen der blattlosen Arten, die den anderen fehlen, so daß es kaum möglich erscheint, beide Vanille-Gruppen in derselben Gattung zu belassen. —

Humoristisches.

— **Ein Schläuer.** Ein schwer beladener Wagen ist in den Chausseegraben geraten, und, trotz aller Anstrengung der Pferde, will es dem Fuhrmann nicht gelingen, ihn wieder herauszubringen. Endlich legt sich das zahlreich umherstehende Publikum ins Mittel; dreißig Hände fassen an und nach einer Viertelstunde ist das Gefährt stolt.

„Wo ist denn nun der Fuhrmann?“ fragt einer der Herren.
Zunge: „Der sitzt drüben in der Wirtschaft; — wenn s' n Wagen raus haben, soll ich 'n rufen, hat er g'sagt!“ —

— **Ein historisches Moment.** Professor (feierlich): „Kinder, eht heute mit Ueberlegung und Verstand! — Ihr verpfeift soeben den letzten Zwetschgenkuchen in diesem Jahrhundert!“ —

— **Tiefsinnige Logik.** „Nun, Herr Zapferl, wie steht's denn mit Ihrer Beförderung?“

„O mei, i' weiß net, is's was oder is's nig . . . mir scheint aber, 's is mehra nig wie was!“ — (Flieg. Bl.)